

Ada.

Roman von G. Braddon.

(18. Fortsetzung.)
Ada trank rasch ihren Thee und wartete, daß Tredegar sprechen werde. Die Ungewißheit war ihr qualvoll, und bei jedem Geräusch richtete sie die Blinde nach der Thüre, glaubend, daß jetzt und jetzt ihr Vater eintreten müßte.

„Möchten Sie eine kleine Weile auf dem Verdeck spazieren gehen? Der Morgen ist herrlich,“ bemerkte der junge Mann.

Auf das Neueste beunruhigt, rief nun Ada ungeduldig:

„Was ist mit meinem Vater? Ich will wieder auf das Verdeck noch sonst irgendwohin, bevor ich die Wahrheit weiß.“

Tredegar erhob sich und trat auf Ada zu.

„Fräulein Langton, Ihr Vater ist nicht mehr hier — die Gefahr, welcher er sich aussetzte, wäre zu groß gewesen, ich konnte sie nicht verantworten und habe ihn somit in einem der Boote ans Land geschickt; er sah Sie, er fühlte sich bedrückt und willigte ein, fortzugehen.“

Ada starrte den jungen Mann verblüfft an. Eine arglose Angst lähmte sie.

„Sie haben mich angelogen, Herr von Tredegar! O Himmel, was haben Sie gethan?“

Sie bedeckte die Augen mit der Hand und weinte bitterlich, er aber stand mit gesenkter Stirne mit über der Brust gestreckten Armen vor ihr.

„Was haben Sie gethan?“ wiederholte er.

„Gefahren Sie mir, es Ihnen zu sagen, und wenn ich Ihnen ein Unrecht zufüge, so mag meine große Liebe zu Ihnen meine Entschuldigung sein. Nein, Sie sollen mich bis zu Ende hören, und ich schwöre zu Gott, daß jedes Wort die laute Wahrheit enthält. Ich will so sanft als möglich vorgehen, denn ich liebe Sie, Ada, ich bete Sie an, wie ich niemals vor Ihnen ein Weib angebetet. Ich that es von dem Augenblick an, da ich Sie zum ersten Mal geschaut, und ich werde es ewig thun. Guido Collins hat Sie mir gestohlen! Die Nachricht, daß Sie ihm verlobt seien, war ein Giftpestil in mein Herz. Doch ich will nicht all diese Dinge relapitulieren, es ist mir unmöglich. Ich liebe Sie, und ich war sehr entschlossen, Sie zu gewinnen. Guido hegte Eifersucht gegen mich und ich triumphierte, weil das Schicksal mir günstig war, indem ich Ihre Veranlassung entdeckte und auch in Erfahrung brachte, daß Ihr Vater mein Feind gewesen. Mit einem Schlag wollte ich ihn zu Boden schmettern, waren meine Pläne gefaßt. Ein Wort von mir und Franz North würde verhaftet und bestraft werden für das Verbrechen, welches er vor zwanzig Jahren begangen. Der Schlag würde Ihre Mutter tödten und Guido Collins dürfte dann kaum in der Lage sein, die Tochter eines Mannes zu heirathen, der auf solche Weise zu Grunde gegangen.“

Er hielt inne und blickte mit halb triumphirendem, halb mitleidigem Lächeln auf das Mädchen.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen anscheinend unnötigerweise weis thue; ich möchte die Dinge nur wahrheitsgemäß beleuchten, möchte Ihnen den Beweis liefern, daß meine Liebe nicht habgierig ist. Durch die Ehe mit Ihnen erlange ich nichts, als eben nur ihr eigenes, mir so theures Ich. Freilich ist Ihr Vater der wirkliche Erbe von Schloss Deverill, aber er kann ja diese Erbschaft nicht zur Geltung bringen. Wenn Sie mich heirathen, ist sein Leben und seine Freiheit gesichert.“

„Sie heirathen? Lieber sterben,“ rief Ada heftig.

Sie sprang auf, ihre Augen blitzten und ihr ganzes Wesen verrieth mühsam übersehene Entrüstung.

„Ich danke Ihnen,“ rief Tredegar lebhaft. „Sie hassen mich — mich, den Mann, mit dem Sie durchgebrannt sind? Jetzt ist die Geschichte schon in ganz England bekannt und Ihr Ruf ist zu Grunde gerichtet. Soll es Frieden oder Krieg zwischen uns geben? Die Entscheidung hängt von Ihnen ab. Wir sind mit Nahrung für die Dauer mehrerer Wochen versehen und ich fürchte längerer Kreuzer auf dem Atlantischen Ozean nicht. Verprechen Sie, sofort mein Weib zu werden, und ich schlage die Richtung nach Southampton ein. Ich gebe Ihnen eine Stunde Bedenkzeit, um die Situation zu überlegen. Ich liebe Sie! Verwandeln Sie diese Liebe nicht in Haß.“

Seine Stirne runzelte sich, der Ausdruck der Verachtung in ihren Augen verminderte ihn auf das Tiefste.

„Wenn Sie mit entkommen, so bleiben Sie der Thatsache eingedenk, daß Ihr Vater das mit seinem Leben bezahlte,“ rief er heftig.

Dann wandte er sich der Thüre zu und sperre dieselbe hinter sich ab.

Der Sieg sollte also kein blutloser sein, er hatte nicht gedacht, daß sie so viel Widerstandskraft haben werde. Eine Stunde lang ging er, von den verschiedenen Plänen gepiegt, im Garten auf und nieder.

„Es muß sein,“ sprach er endlich. „In zwei Wort habe ich nichts mehr zu befürchten. Die „Sonnenblume“

ist seefest. Fast würde ich Luft in mir verspüren, die Kleine zu befragen, wenn sie nicht von so eigensinniger Thörichtheit wäre.“

„Entschuldigen Sie, Herr Joan,“ ließ sich in diesem Augenblick die Stimme seines alten Dieners vernehmen, „aber ich habe die andere Dame nicht gesehen, seit Sie an Bord gekommen, und vermag, Ihnen von deren Erscheinung Mitteilung zu machen.“

„Gott im Himmel, von welcher Dame reden Sie denn?“

„Eine Dame signalisirte gestern, daß ich ein Boot ans Land schicken sollte, weil sie mit Ihnen zusammenzutreffen habe. Ich habe sie auch schon wiederholt in Ihrer Gesellschaft gesehen und nahm keinen Anstand, ihrem Wunsche zu willfahren.“

„Und wann ist das geschehen?“

„Gestern Abend, einige Stunden bevor die andere Dame mit Ihnen gekommen; ich dachte —“

„Wie hat sie ausgesehen?“

„Sie war eine hübsche Dame, Herr Joan.“

„Einfaltspinsel, das genügt mir nicht, geben Sie eine genauere Beschreibung.“

„Dunkeläugig, mit üppigem Haar.“

„Ich habe sie unzählige Male in Ihrer Gesellschaft gesehen.“

Tredegar's Hände ballten sich, ein zorniger Ausdruck trat in seine Augen.

„Polbi Spicer,“ murmelte er leise vor sich hin, „was mag sie hier wollen? Pah, es ist eine Lüge, der Alte weiß nicht, was er schwätzt.“

„Er schob den Diener zur Seite und eilte in die Kajüte hinab.“

„Zum Teufel, sie hat mich lange genug gequält; ich werfe die kleine Herz in's Wasser, wenn es sein muß.“ Flüsterte er vor sich hin.

Er trat in den Salon und dann mochte er durch diesen die nebenan stehende Kabine erreichen.

„Ada! Fräulein Langton, öffnen Sie! Sie haben von innen verriegelt, ich will mich nicht von einem Weibe narren lassen! Ich will nicht länger auf meine Antwort warten — ich liebe Sie, Ada, hören Sie wohl?“

In diesem Augenblick wurde heftig die Thüre einer nebenan gelegenen Kabine aufgeschoben, und Polbi Spicer stand mit funkelnden Augen, mit blickglühender Miene vor ihm.

„Du, Polbi, Du?“ stammelte er.

„Hole Dich der Teufel!“

Seine geballte Faust hob sich, sie lockte ihn ins Gesicht, dann vernahm man einen Schuß und schwer getroffen sank Joan von Tredegar zu Boden.

36.

Polbi Spicer wandte sich ruhig um, nachdem Joan die Besinnung verloren, und gewahrte Ada Langton, welche mit ängstlicher, besorgter Miene aus ihrer Kabine hervorspähte.

„Ich habe ihn getödtet,“ sprach Polbi. „Seit Tagen lag dies in meiner Absicht. Er wollte mich nicht heirathen, nun soll ihn auch keine Andere haben. Ich table Sie nicht, ich weiß, daß Sie ihn nicht lieben mochten. Ich habe selbst gehört, wie Sie es sagten. Ich werde den Matrosen auf dem Verdeck erzählen, was geschehen.“

Der alte Diener aber hatte schon den Schuß gehört und war herbeigeeilt.

„Das ist ein Mord!“ rief er händeringend.

„Ich beging die That,“ erklärte Polbi tropisch. „Hier ist die Pistole, ich habe ihn niedergeschossen! Er fügte mir ein Unrecht zu und muß es büßen! Es ist gerechte Wiedervergeltung. Ich verbot mich hier an Bord, entschlossen, noch einen Appell an seine Ehrenhaftigkeit zu machen; da ich aber fand, daß derselbe nutzlos sei, so habe ich ihn niedergebrannt, ich bin befriedigt!“

„Helfen Sie mir, ihn emporzuheben,“ sprach der Diener zu einem inzwischen herbeigeeilten Matrosen, „er ist nicht todt — und so lange Leben vorhanden, dürfen wir der Hoffnung nicht entsagen. Ich wollte, bei Gott, ich hätte mit dieser Angelegenheit nie etwas zu thun gehabt, aber er täuschte mich. Wir müssen ihn so gut als möglich pflegen und trachten, rasch nach Hause zu kommen. Geben Sie mir die Pistole, Fräulein, ich muß mich nicht nur der Waffe, sondern auch Ihrer Person verschern. Treten Sie hier ein!“

Er schob sie in eine Kabine und sperre die Thüre hinter ihr ab. Dann trachtete er im Vereine mit einem zweiten Tredegar emporzuheben. Dieser schlug die Augen auf, er war todtentbleich, brachte aber kein Wort hervor. Ada fauerte noch immer ängstlich und erschreckt in einer Ecke. Der alte, taube Diener hatte inzwischen angefangen, die Situation zu begreifen, er beiste sich, dem Fräulein zu verhelfen, daß er von der ganzen zwangsweisen Entführungsgeschichte keine Ahnung gehabt und daß er sich nun beileben werde. Alles so weit als möglich wieder gut zu machen und das gnädige Fräulein nach Hause zu bringen. Ada machte ihm nach einiger Mühe begreiflich, daß sie Polbi Spicer zu sprechen wünsche, und er gab ihr den Schlüssel zu der Kabine, in welcher man Jene eingesperrt.

Polbi sah an dem kleinen Guckfenster, starrte vor sich hin und richtete die Blinde bei Adas Eintritt theilnahmslos ab diese.

„Fürchten Sie sich nicht vor mir, Fräulein Langton?“ sagte sie mit hartem Lächeln und fügte dann etwas milder hinzu: „Und doch kann ich Ihre beste Freundin sein, will es auch, weil ich jetzt weiß, daß Sie ihn nicht von mir genommen. Einst hat er mich geliebt, mich, das schlichte Schantmädchen. Er sprach ein- oder zweimal von Ihnen und ich bin wahrhaftig eifersüchtig gewesen! Wenn Sie wissen, was die Liebe ist, so werden Sie das begreifen. Er hatte mir gesagt, daß wir bald heirathen würden und ich ließ mir nicht träumen, daß er mich nur betrüge.“

„Ich liebe,“ erwiderte Ada Langton, „leidenschaftlich und kann daher den Schmerz, der Sie bewegt, gar wohl verstehen.“

„Ich dachte, Sie seien eine Verächterin, wie ein Betrüber gewesen; ich war aber im Unrecht, das begreife ich nun, wo es zu spät. Ich habe ihm Alles geopfert. O Gott, ich wollte, ich wäre todt! Ich wurde gewarnt, aber ich wollte nicht hören, und mich allein trifft der Tadel — was soll nun das Ende sein? Bei Gott, es ist hart!“

Ada trat näher an sie heran und sprach sanft:

„Sie thun mir leid; aber warum haben Sie die furchterliche That begangen? Ich kann es nicht fassen und nicht guthießen.“

„Ich bin wahrhaftig gewesen. Fräulein Langton! In meinen Augen sind Sie ein Engel und ich ließ mir nicht träumen, daß Sie Herrn Redmann's Tochter seien, bis ich zufällig hörte, was Herr von Tredegar zu Ihnen gesagt. Ich sehe jetzt, welche Gewalt er über Sie hatte; ich begreife, daß Sie nicht aus freien Stücken hierhergekommen. Ich weiß die Geschichte nicht genau, aber so viel steht fest, daß Herr Redmann sein und seines Vaters Feind gewesen, daß er die Weiben in der Gewalt hatte und wir nicht heirathen konnten, bis diese Gewalt nicht gebrochen war. Er sagte mir, daß es einen Weg gebe, um dies zu ermöglichen und wir dann erst heirathen könnten. Wochenlang glaubte ich alle Mächten, die er mir zum Besten gab. Es handelte sich, so behauptete er, um einen Mord, der sich vor langen Jahrengetragen und bei dem Herr Redmann eine Rolle gespielt. Nähere Einzelheiten weiß ich nicht, nur erfuhr ich dann, daß es Joan gelungen, über Redmann zu triumphieren. Zu jenem Zeitpunkt war es, wo er mich plötzlich vernachlässigte und schließlich, wie ich dachte, mit Ihrer Einwilligung, mit Ihnen durchgegangen sei. Ich war halb wahrhaftig vor Zorn, vor Ekel und Haß. Können Sie sich wundern, daß ich die That beging? Mein Leben ist gesichert, zu Grunde gerichtet auf ewig, das weiß ich ja.“

Ada neigte sich barmherzig über sie und küßte sie auf die Stirne.

„Es ist hart, sehr hart,“ sprach sie, „und ich kann ganz gut begreifen, wie Alles gekommen.“

Es wurde an der Thüre geklopft, und der alte Diener meldete, daß Herr von Tredegar nun ruhig schlafe.

„Fürchten Sie nichts, Kind,“ fügte er zu Polbigewandt hinzu; „er wird nicht herbei und wir werden schweigen im Interesse Aller.“

Polbi schlochte laut auf, und der alte Mann verließ das Zimmer.

„Sie sprachen von Herrn Redmann und von einem Verbrechen, welches Sie für unwahr halten,“ rief Ada, „o, könnten Sie mir nicht nähere Mittheilungen machen?“

Polbi blickte mit felsamem Gesichtsausdruck zu dem schönen Mädchen hinüber.

„Lassen Sie mich zuerst überlegen. Es war nicht Ihre Schuld, daß er mich verlassen — wären Sie es nicht gewesen, so würde sich das Gleiche mit einer Anderen zugetragen haben. Wenn ich Ihnen sage, was ich weiß, so gewinnt Herr Redmann vielleicht wieder Macht über Vater und Sohn, und das würde ihnen recht geschehen, denn jene beiden hätten mich ja doch niemals anerkannt.“

Sie steckte die Hand in die Tasche ihres Kleides, als wolle sie etwas aus derselben hervorziehen, und fügte dann hinzu:

„Ich muß überlegen, was für mich das Beste zu thun ist; vielleicht bedeutet das, was ich besitze, gar nicht so viel, wie ich glaube. Ich beabsichtige es dem Manne zu geben, welchen ich liebe, für ihn kann es möglicherweise Leben oder Tod bedeuten.“

Der alte Diener trat abermals in die Kabine und meldete, daß der Steuermann befehle, es werde vor Anbruch der Nacht nicht möglich sein, in einen Hafen einzulassen.

„Ist Gefahr vorhanden im Befinden Ihres Herrn?“ forschte Ada.

„Nein, ich habe mich überzeugt, daß es nur eine Fleischartige und arge Schwäche, die durch den Blutverlust hervorgerufen wurde; er ist zum Bewußtsein gekommen, ließ sich von mir erzählen, was eigentlich geschehen sei, nach meiner Bemerkung, daß es besser wäre, das Ganze todtzuschweigen, ruhig hin, und ich überhaupte in einer sanfteren Stimmung, als ich es je an ihm erlebt.“

„Er wird also genesen,“ flüsterte Polbi, nachdem der alte Diener sie verlassen; „ich habe ihn nicht schwer verletzt, und es lag doch in meiner Absicht, ihn zu tödten! Jetzt sage ich: Gott sei Dank, daß mir dies nicht gelungen. Aber er ist rathlos, ein Freigling und ein Betrüder; er wäre im Stande, mich der Waise auszu-

liefern. Nun, so mag er es immerhin thun, es ist mir am Leben nichts mehr gelegen! Ja, Fräulein, nun bin ich mit mir im Klaren. Sie sollen den Brief sehen, über den ich verfügen kann, wenn er auch ihm gehört. Sie wundern sich, wie er in meinen Besitz gelangte? Das ist ziemlich einfach. Seine Briefe wurden immer in das Gasthaus adressirt, in welchem ich Schantmädchen gewesen bin. Ich öffnete diesen einen für ihn, nachdem er mich so schände behandelt, nehmen Sie diesen einen in Empfang, ich habe jetzt keine Verwendung mehr für ihn.“

Ada gehorchte zitternd. Der Briefumschlag war beschmutzt und zertrennt, sie mußte ihn erst glätten.

„Lesen Sie,“ sprach Polbi, „wean Herr Redmann Ihr Vater ist, so wird der Inhalt Sie interessieren.“

Ada warf zuerst einen Blick auf die Adresse, sie lautete wirklich an Joan Tredegar, dann faltete sie das Schreiben auseinander und las:

„Geehrter Herr!

Sie werden sehen, daß dieses Schreiben in Liverpool adressirt ist, und einigermaßen überrascht sein. Das Leben ist reich an derlei Dingen, nur sind sie zumeist von der unangenehmen Art. Sie müssen mich für sehr naiv gehalten haben, daß Sie glaubten, ich würde mich auf ewige Zeiten mit der geringen Summe zufrieden geben, welche Sie mir als Schmeichelei einhändigten. Ich kehre in die Heimath zurück und verlange fünfzigtausend Gulden, nicht einen Heller weniger. Wenn Sie mit dieser meiner Forderung nicht einverstanden sind, so thut das gar nichts zur Sache, ich wende mich dann an Herrn Georg Redmann, dem der untrügliche Beweis seiner Unschuld schon so viel werth sein dürfte, ich zweifle keinen Augenblick daran. Sie wissen ja selbst am Besten, daß er von Allem, was man ihm zur Last legt, nichts gelien, daß es mit einigem guten Willen auch gelingen wird, diesen Umstand thatsächlich festzustellen.“

Ihr ergebener Diener
Heribrand Jamson,
genannt der „Blig-Fredinand.“

Ada's Herz pochte rasch. Dieser Mann erklärte in dem Briefe ganz deutlich, daß ihr Vater an einem Verbrechen unschuldig sei, vielleicht verführte er nur auf solche Weise von Tredegar Geld zu erpressen, aber wie dem auch sein mochte, momentan klammerte sie sich doch an den sich ihr auf so ganz unerwartete Weise bietenden Hoffnungsstrahl, sagte sie sich, daß sie Alles daran setzen werde, um der Wichtigkeit desselben auf die Spur zu kommen, daß sie aber es kaum je über das Herz bringen könne, Joan Tredegar wiederzusehen.

37.

Guido Collins alter vertrauter Kammerdiener war zufälliger Zeuge von Adas Flucht gewesen; er fühlte sich überzeugt, daß er vollständig klar sehe, und schloß seinem Herrn einen Dienst zu leisten, deshalb nahm er einen seiner Bedienten mit ins Vertrauen, wenigstens theilweise, indem er ihm sagte, Herr von Tredegar habe in der Lindenallee eine Zusammenkunft mit einem Mädchen, es liege ihm im Interesse desselben daran, festzustellen, wohin die Weiden sich von dort aus begeben; so kam es, daß sie sahen, wie Joan eine düsterverleierte Frauengestalt mit sich fortzog und sie an Bord seiner Yacht brachte.

„Die Gäste brauchen davon nichts zu wissen,“ flüsterte der alte Kammerdiener dem Bedienten zu, nachdem sie in verhältnismäßig geringer Entfernung Zeugen der Einschiffung gesehen waren.

Das Walfest nahm mithin seinen ungehörten weiteren Verlauf, und weder Frau Langton noch die übrigen Gäste hatten eine Ahnung von Allem, was sich mit Ada zugetragen. Die Mutter empfand aber schmerzhaft die Besorgnis, als sie ihre Tochter so lange nicht sah und äußerte dies der Gräfin Felsen gegenüber.

„Sie wird vermuthlich mit Colin im Park sein,“ trachtete diese sie zu beruhigen; die Gräfin Thornley aber, welche eben hinzutrat und die Worte vernommen, beiste sich zu erwidern:

„Nein, sie befindet sich nicht in Collins Gesellschaft. Ich sah sie vor einiger Zeit mit Joan Tredegar im Park.“

Frau Langtons Unruhe steigerte sich von Minute zu Minute. Endlich fühlte sie sich unfähig, die Situation noch länger zu ertragen und begab sich nach dem Zimmer ihrer Tochter, das selbe war leer. Auf dem Rückwege begegnete ihr Guido Colin.

„Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen reden, liebe Mama, unter den vielen Leuten ist das schwer möglich, daß ich Ihnen daher den Arm anbieten und Sie ins Freie hinausführen?“

Sie folgte seiner Aufforderung.

„Es handelt sich um Ada,“ sprach die besorgte Mutter, als sie außer Hörweite waren, ängstlich. „Haben Sie mit ihr Streit gehabt?“

„Nein! Doch ich glaube nicht, daß wir je wieder in die Lage kommen, auf dem früheren Fuße mit einander zu verkehren. Mein Leben ist vernichtet. Joan Tredegar hat mir damit gedroht, daß er dies zu Stande bringen wolle, und ich spottete seiner; ich hatte blindes Vertrauen zu dem Weibe, dem ich meine Liebe entgegenbrachte, und nach Geschenke von ihm an, während sie that, als ob sie ihn verachtete. Sie hat mich betrogen und hintergangen, sie befindet sich jetzt in seiner Gesellschaft. Die Leute hier beklaugen mich und lachen mich aus; ich aber kann nur erklären, daß für mich

jede Lebensmöglichkeit zu bestehen aufgehört.“

„Colin, haben Sie so wenig Vertrauen zu Ada? Ich verteidige mein Land bis zu meinem letzten Athemzug. Ich weiß, daß sie nicht im Stande wäre, irgend etwas zu thun, was als Unrecht angesehen werden könnte.“

„Verzeihen Sie mir, liebe Mutter, wenn ich Ihnen Schmerz bereite. Es hat sich ja so Vieles zugetragen, was ich nicht zu fassen, nicht zu begreifen vermag — ich habe mein Alpenveilchen idealisirt, habe ein höheres Wesen in ihr gesehen und fühle mich deshalb doppelt enttäuscht.“

In diesem Augenblick trat Wallis, der alte Diener, auf seinen Herrn zu und hat um die Gunst, einen Moment mit ihm sprechen zu dürfen. Ungebuldig wandte sich Colin ihm zu. Der Mann theilte ihm mit wenigen Worten mit, was er bezüglich der Seefahrt wollte.

„Nehmen Sie es so leicht als möglich, Herr,“ fügte er hinzu, „als er sah, wie sein Gebieter erbeute. Das gnädige Fräulein hat vielleicht nur eine kurze Wasserfahrt machen wollen.“

„Eine kurze Wasserfahrt zu mitternächtlicher Stunde in Joan Tredegar's Gesellschaft!“ — dachte sich Colin mit grenzenloser Bitterkeit — „eine Entführungsgeschichte in aller Form!“

Er sah sich für immer dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben. Er fühlte, daß er todtentbleich geworden und halb ohnmächtig flüsterte er dem alten Diener zu:

„Reinen Mund gehalten und keiner Menschenlede auch nur ein Wort von diesem Vorkommniß erzählt! Haben Sie die Nacht wirklich abfahren sehen?“

„Gewiß, gnädiger Herr, und es muß auch eine abgetratene Geschichte gewesen sein, denn Herr von Tredegar wartete in der Lindenallee mit Mantel- und Schleier auf das Fräulein.“

(Fortsetzung folgt.)

Ehe-Reform.

Es gibt wohl von Venetien bis zum Jubelgipfel, von der noch im Werdegang begriffenen höheren Tochter bis zur Matrone keine Menschenlede, die nicht zu zahllosen Malen im Laufe ihrer Erdenreise durch die Ergrübelung von der „Seeschlange“ beunruhigt, erfreut, erschreckt, jedenfalls interessiert worden wäre. Von Zeit zu Zeit taucht dieses sagenhafte, 100 Jahr lange Ungeheuer auf, irgenbwo an den Küsten Norwegens, im Ocean, im Eismeer; man beschäftigt sich mit ihm, mit der Art, es zu fangen, zu töten, mit seiner Herkunft und seiner Gefährlichkeit. Leiblich vernünftige Menschen debattieren Stunden lang über diese wichtigen Punkte, bis die Debatte schließlich dadurch beendet wird, daß man zur Einsicht gelangt, am besten diese Fragen ruhen zu lassen, bis eine Seeschlange gefangen sein würde, da bis nun keiner der Debattierenden imstande gewesen war, dies zu thun, um so weniger, als er sie selbst niemals gesehen. Nach mehreren Monaten taucht die Seeschlange wieder auf, d. h. wieder in den Debatten einiger Wissensdurstiger und Kampflustiger, und die Erörterungen beginnen von neuem. So spudt sie seit unseren Kindheitstagen, wie sie die Jugend unserer Eltern beschäftigte, wie sie wahrscheinlich die Phantasie unserer Entel beschäftigten wird.

Eine solche „Seeschlange“ erscheint mir die seit Jahren unablässig, unermüdbar erörterte, von allen Seiten beleuchtete, kommentierte, mit Sternchen, Randbemerkungen, Ermahnungen, Besetzungen und wer weiß was noch versehen „Ehe-Frage“. Man kann keine Zeitung mehr öffnen, ohne mit einer Abhandlung über „Ehe-Reform“ beschnitten zu werden; diese Broschüre aufzuschlagen, ohne schauernd von „differenzierten Wesenheitsempfindungen der weiblichen Ich-Seele“ zu lesen; fast kein Theater besuchen, in dem nicht die Heldin unterstanden an der Seite eines Bananen sich in Sehnacht nach ihrem männlichen Ideal verzehrt, wenn sie es nicht vorzieht, ihn mit seinem Freunde zu betrügen, was dann selbstverständlich die Psychologen in Logen und Parterre nicht als verwerflichen Ehebruch, sondern als Ehe-Verzerrung ansehen, die, auf der natürlichen Berechtigung der einsamen Frau und ihrem „Recht auf Glück“, „Recht auf Liebe“, „Recht auf Ausleben“ fußend, mit nachsicht- und verständnisvoller Milde gebilligt wird.

Wich dünkt, daß die unaussprechlichen Erörterungen der Frauen über die Frage „Wie man reif zur Ehe wird,“ ihre unablässige Debatte darüber, auf welche Weise durch die Frauen die Ehe, die in ihrer jehian Gestalt nicht ungeheuer wertvoll sein soll, auf ein ethisch hohes Niveau gehoben werden soll usw. — mich dünkt, daß dieser große Aufwand an Zeit, Erregung, Tinte und Drucker-Schwärze so ziemlich das Gegentheil erreicht, was er eigentlich bezweckt, und zwar aus folgenden Gründen: Die Männer, gleichviel, ob es sich um geistig sehr hoch- oder — etwas weniger hochstehende handelt, leiden beunruhigt alle nicht an einer zu geringen Einschätzung ihres persönlichen Wertes. Dieser Kampf, der sich da nun entspinnt — jawohl, im Grunde um sie, da doch zur Ehe befallentlich immer Zwei gehören — läßt sie topfschüttelnd ungefähr folgende Erwägung: Wie kommt es, daß es immer die Frauen sind, die unaussprechlich davon sprechen, 1. wie man Mädchen erziehen müsse, damit sie gute Frauen und Mütter

werden; 2. wie man sich in der Ehe betragen müsse, um seinem Gatten das Heim angenehm zu gestalten; 3. welchen Grad von geistiger und seelischer Reife man haben müsse, um den ersten und hohen Beruf einer Gattin auszufüllen zu können, und 4. und 5. und endlos immer Variationen desselben Themas! Wie kommt es, daß Frauen, die im Allgemeinen vorgeben, das Colibat und ihre abfolut unbeschränkte Freiheit als den einzig empfehlenswerten Status zu betrachten, für die Neugestaltung der Ehe Langen brechen, ohne daß es sowohl ihnen wie auch den übrigen „Kämpferinnen“ jemals in den Sinn käme, anzugeben, daß man auch den jungen Männern bei Zeiten — also im Elternhaus — etwas mehr Achtung vor den Frauen im allgemeinen und einen höheren Begriff von ihren eigenen Pflichten in der Ehe beibringen müßte! Aber was sehen die jungen Leute? Sie sehen, daß die Mutter ihr Wohlfinden, ihre Wünsche und ihre Hoffnungen nur „ihm“ unterordnet, ihm, dem Herrn des Hauses, um den sich alles dreht; daß sie nur eine Meinung kennt: die seine, nur ein Bestreben hat: das, ihm dienstbar zu sein. Mit einem Wort, sie sehen, daß die Frau in den allermeisten Ehen nichts weiter ist, als der unbezahlte Diensthote, nur mit dem Unterschied, daß sie keinen bestimmten Ausbezug hat. Dann sehen sie, daß dieselbe Frau mit nachsichtigem Lächeln die verschiedenen „kleinen Scherze“ ihrer Söhne betrachtet und dem vielleicht zuweilen ärgerlichen Hausherrn gegenüber den Sohn in Schutz nimmt, der sich ja „ausstoßen“ müsse — der kleine, liebe Schwerenöter! Wenn er dann genug „Schwerenöter“ hat, ist sie es zumeist, die ihm den Gebanten nahelegt, daß es „nun“ Zeit zum Heiraten sei. Zeit, eine gute Partie zu machen... Zeit, zum Vermünftigenwerden! Die Vernunft soll also da einsehen, wo die Unvernunft es für richtig findet!

Nun treten die Männer in die Ehe. Neunzigmal unter hundert, um mit der Liebe ein Ende zu machen, die Frauen 99mal unter hundert, um mit der Liebe zu beginnen. Der eine Teil beginnt zu erwachen, wenn der andere seine Ruhe haben will, und inmitten dieser desolaten Zustände löst die Fanfare der Eheverbesserinnen auf dem Papier, zu dem Text: „Wir wollen Ehe-Reform!“

Man stelle keine Ehenormen und keine Geistes- und Gefühlsmesser für die Ehe auf. Man verheiratet sich ja nicht per Procura, sondern persönlich, und erwachsene Mädchen, die eine Ehe schließen (ich nehme die Ehen aus Interesse, sowie die vorhin genannten „Verstandesbesenen“ aus), müssen sich doch vorher darüber klar sein, ob die Anschauungen und Charaktereigenschaften des Einen mit denen des Anderen übereinstimmen, daß Reizung und Rücksichtnahme sie nicht vermittelnd überbrücken könnten. Man hat es schließlich als einen Banterott der Ehe beschnitten, daß die Zahl der freien Ehen oder, sagen wir, der „Ehen auf Ähnlichkeit“ genommen habe, und es haben sich Leute gefunden, die die offiziell kundgegebene standesamtliche Vereinigung eines bekannten Schriftstellers mit einer Dame der Aristokratie als ein Zeichen dafür angesehen haben, daß sich die Ehe in ihrer alten Form eben „überlebt“ habe, weil sie zu lange dauert und niemand einen entscheidenden Entschluß für sein ganzes Leben fassen könne, ohne es später zu bereuen. Nun, die Thatsache, daß einige wenige unter Tausenden eine Ehe auf Ähnlichkeit schließen, scheint mir eben so wenig ein Symptom für den Banterott der Ehe zu sein, wie die Thatsache einer Reihe unglücklicher Ehen für die Reformbedürftigkeit der Ehe im allgemeinen. Wenn, wie es tatsächlich der Fall ist, bei den Männern zurzeit wenig Reizung zu Ehe-schließungen vorliegt, so dürften sie durch die zahllosen Erörterungen, Ermahnungen und Belehrungen, die unaussprechlich über das Thema „Ehe“ veröffentlicht werden und schließlich wie Füllmittel und Maßregeln zur Gesundung von einer Krankheit anmuten, nicht dazu ermutigt werden. Vielleicht wäre die beste Reform die, diesen Gesagten ruhen zu lassen, was ja eigentlich den „modernen“ Frauen sympathisch sein müßte, da die Ehe in ihrer jehian Form doch nicht ihre Billigung findet. Während der Zeit, die sie durch Annotieren der Männer und der Beschäftigung mit anderen Dingen als Erörterung des Für und Wider der Ehe gewinnen, würde vielleicht die Männerwelt die Ruhe zur Sammlung finden, die ihr jetzt fehlt, da der Kampf für sie unaussprechlich umtost.

Vielleicht wären es dann die Männer selbst, die am Ende die Lösung der Ehefrage dadurch herbeiführen, daß sie sich entschließen lernen, nur zu lieben, wo sie achten können, und zu heiraten, wo sie achten und lieben.

Jener russische General, der eine Bombe auffing, die nach ihm geworfen wurde, kann, wenn es ihm in Russland nicht mehr gefällt, mit Leichtigkeit in einem amerikanischen Baseballteam lohnende Beschäftigung finden.

Der Versuch hat sich wieder beruhigt. Auf wie lange?

Ein Bonmot ist oft ein recht böses Wort.